



MODERNE BILDET

Schulbauten in der zweiten Hälfte
des 20. Jahrhunderts

Herbstheft (21/4)

moderneREGIONAL

VORWORT

Da muss jede:r durch, im Schönen wie im Hässlichen: die Schule. Seit den Reformansätzen des frühen 20. Jahrhunderts wurden die Klassenräume zu Laboratorien einer heißen, einer besseren Welt stilisiert. Vom Baubeamten bis zur Stararchitektin haben sich in den letzten Jahrzehnten viele an dieser großen Aufgabe versucht – mit bemerkenswerten Ergebnissen. Das moderneREGIONAL-Herbstheft „Moderne bildet“ (Redaktion: M. Kraemer/A. Vinzenz) stellt lesens- und sehenswerte Beispiele vor, die Schularchitektur des 20. Jahrhunderts zu erforschen, zu bewahren und an die nächste Generation zu vermitteln.

INHALT

- 4 LEITARTIKEL: Bildungs(t)räume**
Oliver Sukrow über die Moderne im Schulbau.
- 8 FACHBEITRAG: Waldorfschulen**
Alexandra Vinzenz über das architektonische Konzept jenseits des Klischees.
- 13 FACHBEITRAG: Schulkollektiv und Polytechnik**
Dina Dorothea Falbe über den DDR-Schulbau von Ludwig Deiters bis Helmut Trauzettel.
- 18 FACHBEITRAG: Farbenfrohe Schulhäuser von PJS**
Arne Herbote über die Bildungsbauten des Büros Pysall, Jensen, Stahrenberg & Partner.
- 23 PORTRÄT: Ostertags Realschule in Bad Friedrichshall**
Maximilian Kraemer über einen bemerkenswerten Schulbau des Architekten Roland Ostertag.
- 26 FOTOSTRECKE: Holzstuhl und Linoleumboden**
Die bunte Welt der Lehrmittel im Spiegel der Werbebilder der Nachkriegszeit.
- 28 INTERVIEW: Gregor Zoyzoyla zum Europagymnasium Würth**
Der Architekturfotograf hat mit Schüler:innen einen modernen Bau erkundet.
- 32 BEST-OF-90S: Gewerbeschule in Karlsruhe-Durlach**
Von Karin Berkemann.
- 35 IMPRESSUM**

LEITARTIKEL: Bildungs(t)räume

von *Oliver Sukrow*

„Die Schulhäuser nur für die Schüler!“ – so lautet ein wesentliches Credo des modernen Schulbaus, für das sich Pädagog:innen, Lehrer:innen, Politiker:innen und Architekt:innen seit dem späten 19. Jahrhundert einsetzten. Die Moderne trat mit dem Anspruch auf Verbesserung der Schulhygiene, der Lehr- und Lernbedingungen auf, Licht, Luft und Sonne sollten noch jede so kleine Landschule erreichen, eine räumliche Trennung von Lehrenden und Lernenden zum beiderseitigen Vorteil erreicht werden. Von den Reformansätzen Johann Heinrich Pestalozzis in der Schweiz um 1800 über die Freiluftschulen der klassischen Moderne bis zu den multifunktionalen Schulzentren der 1970er Jahre lassen sich vielfältige architektonische Innovationen studieren, die jeweils spezifische Lern- und Lehrumwelten ausbildeten.

Die Öffnung des Klassenraums

Dass der uns umgebende Raum bildet und Bildung durch Raum möglich ist, war schon in der Antike bekannt. Vielfältig sind die Erscheinungsformen von Bildungs-Räumen, an ihnen lassen sich gesellschaftliche, politische und edukative Konzepte erkennen. Die Moderne formulierte nicht nur die Lerninhalte neu, sondern wollte auch die Lernumwelt verändern: Weg von der Repräsentanz, der Statik (fest installierte Bänke!) und der Schwere wilhelminischer Schulpaläste, hin zu Naturnähe, Funktionalität und Ungebundenheit (tragbare Hocker!), etwa von Ernst Mays Hallgartenschule in Frankfurt am Main (1929–1930). Damit war auch ein positiv konnotiertes gesellschaftspolitisches Programm formuliert, an das nach dem Nationalsozialismus inhaltlich wie baulich angeknüpft werden konnte.

Wesentlich in der Wiederaneignung des modernen Schulbaus nach 1945 in Ost und West waren transnationale Kontakte und Wissenstransfer durch Architekt:innenreisen, die zum Beispiel der Stuttgarter Architekt und UIA-Schulbaukommissionsmitglied Günter Wilhelm (1908–2004) 1949

in die USA unternahm. Im Auftrag der US-amerikanischen Militärregierung begab sich Wilhelm auf eine Grand Tour, um auf der anderen Seite des Atlantiks unter anderem das Konzept der open-air-schools zu studieren und auf Anwendbarkeit in der US-amerikanischen Besatzungszone zu prüfen. Die Öffnung des ebenerdigen Klassenraums zum Garten sollte die Demokratisierung und re-education der Kinder und Jugendlichen unterstützen.

Überhaupt war die Rolle der Alliierten und ihrer jeweiligen Vorstellungen von Bildung ein ausschlaggebender Rahmenfaktor beim Neubau von Schulen. Gerade in den 1950er Jahren sind programmatische Entscheidungen zwischen ‚westlichen‘ Modellen (Seeheim-Jugendheim, Schuldorf Bergstraße, 1952–1954) und stalinistischen Monumentalbauten (Berlin-Friedrichshain, Max-Kreuziger-Schule, 1953–1954) gefallen. Und zuletzt gilt es die Architekturzeitschriften der Nachkriegszeit zu nennen: Insbesondere in den schweizerischen Journalen konnten sich Architekt:innen und Politiker:innen über die neuesten Trends des modernen Schulbaus informieren und transnationalen Austausch praktizieren.



Los Angeles, Corona Avenue School (Richard Neutra, 1953), Klassenzimmer im Freien (Foto: Julius Shulman, 1953, Bild: © J. Paul Getty Trust, Getty Research Institute, Los Angeles (2004.R.10))

Bildung nach dem „Sputnikschock“

Von „Bildungskatastrophe“ und „Sputnikschock“ – also von krisenhaften Erscheinungen der Schulsysteme der Nachkriegszeit und den Reaktionen unter den Bedingungen des Kalten Krieges – erzählte unlängst eine umfassende, von Tom Holert kuratierte Ausstellung im Berliner Haus der Kulturen der Welt. Eine zentrale Antwort auf die Herausforderungen des sich ab den 1960er Jahren anbahnenden Fachkräftemangels im beginnenden Dienstleistungszeitalter lag – sowohl in Ost als auch in West – im massiven Ausbau des primären, sekundären und tertiären Bildungssektors. Das schlug sich im Boom der Schulneubauten ab den 1960er Jahren nieder. Im Sonderheft nehmen uns Peter Liptau und Maximilian Kraemer mit auf eine

bunte visuelle Zeitreise in die Welt der modernen Baumaterialien und Stoffe, aus denen neue Bildungsräume wahr werden sollten. Arne Herbote berichtet im Artikel zu „PJS“ über ein exemplarisches Büro dieser Zeit, das sich auf den Bildungsbau spezialisiert hatte, mit einladend gestalteten Schulhäusern zwischen Braunschweig, Berlin und Hamburg reüssierte und Generationen von Schüler:innen architektonisch prägte.

Zeitgleich mit den Aufbrüchen in der Bundesrepublik reformierte sich in der DDR ab den 1970er Jahren der Bildungsbereich und damit auch der Schulbau. Angeregt von typologischen Auseinandersetzungen mit der klassischen Moderne und zeitgenössischen Bildungsarchitekturen in der Schweiz, Frankreich, England, Skandinavien und den USA, aber auch mit sowjetischen Beispielen,

legte UIA-Mitglied Helmut Trauzettel in Dresden neuartige Typenentwürfe für Polytechnische Oberschulen (POS) vor, die eine geschickte Verbindung von bautechnischen Anforderungen und bildungspolitischen Zielen aufzeigen. Wie Dina Dorothea Falbe in ihrem Aufsatz schreibt, stellten die Schulbauten in der DDR gebaute Repräsentationen von politisch-geleiteten Fortschrittsvorstellungen dar, wobei Trauzettels Experimente ebenso für eine geistige Öffnung standen.

Multivariabel und reformorientiert

In den Jahren des Booms änderten sich nicht nur die Baumaterialien, sondern auch die Ansprüche an den Schulbau: Wie Maximilian Kraemer anhand der Mittelschule von Bad Friedrichshall (Roland Ostertag, 1962–1967) zeigen kann, suchte die aufstrebende, aber doch noch recht neue Industriestadt am Neckar nicht nur ein neues Schulgebäude, sondern gleich ein neues Stadtzentrum, was Ostertag dann auch lieferte. Dieser Zug zur flexiblen, multivariablen Nutzung ist sowohl in West als auch in Ost ab den 1970er Jahren nachvollziehbar. Auch hier kann eine transnationale Verbindungslinie zum englischen und US-amerikanischen Schulbau der Nachkriegszeit gezogen werden, wo die soziale Rolle des Schulbaus in einem dörflichen oder städtischen Gemeinschaftsgefüge bereits seit den 1950er Jahren diskutiert und umgesetzt worden war.

Dass der Schulbau seit der Aufklärung, besonders aber durch die Sozial- und Bildungsreformer:innen im 19. Jahrhundert, zu einem Feld der intensiven Auseinandersetzung um das Konzept von ‚Kindheit‘ und den Wert der Bildung für die Gesellschaft avancierte, ja dass die Schule und ihre Architektur zu einem ideologischen Diskursthema wurde, zeigt Alexandra Vinzenz in ihrem Aufsatz

über die bislang unterbeleuchteten deutschen Waldorfschulen: Wie wurde das reformpädagogische Konzept der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und danach baulich weiterentwickelt? Gibt es so etwas wie eine spezielle Waldorfästhetik? Wie verhalten sich generell Bildungs- und architektonische Konzepte zueinander?



Seeheim-Jugendheim, Schuldorf Bergstraße, Blick von der Aula auf die überdachten Verbindungsgänge zwischen den Schulgebäuden, 1952–1954 (Bild: © Oliver Sukrow, 2021)

Inklusiv und sozial gerecht

Ob und mit welchen Maßnahmen die Schulgebäude der Nachkriegszeit – sei es in Bad Friedrichshall oder in Eisenhüttenstadt – energetisch, funktional, technologisch und gestalterisch an die Bedingungen des Post-Covid-Zeitalters angepasst werden können und welche Möglichkeiten in den Schulbauten der Moderne (noch) stecken, das zeigen die Beiträge in diesem Sonderheft, nicht zuletzt auch die beeindruckenden Aufnahmen des Europa-Gymnasiums in Würth am Rhein (Egon Seidel, 1968–1975), das als einer der wenigen Nachkriegsschulbauten in Rheinland-Pfalz Denkmalschutz genießt. Der Fotograf Gregor Zoyzoyla zeigt uns seinen Blick auf die Qualitäten des spätmodernen Baus, der sich in kontinuierlicher Nutzung befindet.

Wie man auch immer zum Schulbau der Moderne steht: Sicher ist in jedem Fall, dass die baulichen Zeugnisse dieser Epoche eine zentrale Rolle in städtebaulichen Überlegungen, Nachhaltigkeitsdiskussionen und denkmalpflegerischen Fragestellungen einnehmen sollten. Die architektonische Hülle der Bildungsbauten muss als wesentlicher Faktor einer heute zu Recht eingeforderten inklusiven und sozial gerechten Schule stetig neu ausgehandelt werden. Die hier präsentierten Lösungen laden zum historischen Studium und zum gegenwartsbezogenen Nachdenken über diese und andere Fragen ein.

Literatur

Roth, Alfred, Bemerkungen zum modernen Schulbau in den Vereinigten Staaten, in: Werk 37, 1950, S. 294–298.

Schulbau heute. Vorträge und Entschliessungen bei der Schulbautagung in Stuttgart vom 7. bis 9. März 1950, hg. von der Landesanstalt für Erziehung und Unterricht, Stuttgart 1950.

Kroner, Walter, Schule im Wandel. Wandel im Schulbau, Stuttgart 1975.

Butter, Andreas, Waldidyll und Fensterband. Die Moderne im Schulbau der SBZ/DDR von 1945–1951, in: Barth, Holger (Hg.), Projekt sozialistische Stadt. Beiträge zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR, Berlin 1998, S. 183–191.

Schmucker, Alfred Bruno, Schulbau in Bayern 1945–1975. Von der Zwergschule zum Schulzentrum, vom Pavillon zur Großstruktur, Frankfurt am Main 2021.

Renz, Kerstin, Testfall der Moderne. Diskurs und Transfer im Schulbau der 1950er Jahre, Tübingen/Berlin 2016.

Darian-Smith, Kate/Willis, Julie (Hg.), Designing Schools. Space, Place, and Pedagogy, London 2016.

Droit, Emmanuel, Wie Schulräume politisiert wurden. Strategien und Grenzen der DDR-Erziehungsdiktatur in den frühen 1950er Jahren, in: Deutschland Archiv, 22. Juni 2016.

Spycher, Ernst, Bauten für die Bildung. Die Entwicklung der Basler Schulhausbauten im nationalen und internationalen Kontext, Basel 2019.

Hess, Regine, Nationaler Traditionsbau oder Freiluftpavillons? Schulen der Nachkriegszeit – auf Demokratie gebaut, in: Kunstchronik 2019, 9/10, S. 508–513.

Holert, Tom (Hg.), Bildungsschock. Lernen, Politik und Architektur in den 1960er und 1970er Jahren, hg. vom Haus der Kulturen der Welt, Berlin/Boston 2020.

FACHBEITRAG: Waldorfschulen

von *Alexandra Vinzenz*

Es gibt sie weltweit, und sie erfreuen sich zunehmend eines größeren Zulaufs – Waldorfschulen. Sie finden Platz in bestehender Architektur und eigens gebauter. Deutlich zu verzeichnen ist ein Bauboom in den 1970er und 1980er Jahren sowie erneut seit den 2000er Jahren. Zwar fallen die 252 Waldorfschulen in Deutschland (Stand Mai 2020) bei der großen Anzahl von staatlichen Schulen vermeintlich kaum ins Gewicht, doch sind sie umso stärker in unserem Gedächtnis verankert: Bei ihnen denken wir sofort an Eurhythmie, antiautoritäre Erziehung und Gartenpflege, genauso aber auch an fehlende rechte Winkel und organische Formen – es gibt also ein ziemlich fest umrissenes, klischeebeladenes Bild dieser Schulen sowohl hinsichtlich des pädagogischen Ansatzes als auch der Architektur.

Der Staat und die Waldorfschulen

Staatliche Schulen und Waldorfschulen stehen sich, so scheint es, in gewisser Weise diametral gegenüber: Bildung ist Ländersache, das haben wir spätestens im ‚Coronajahr‘ alle gelernt. Die deutschen Waldorfschulen sind vereint unter dem Dachverband ‚Bund der Freien Waldorfschulen‘, werden dann nochmals auf Länderebene und vor allem durch die Schulen selbst verwaltet. Zugleich ergab die Recherche über die verschiedenen Landesdenkmalbehörden wieder ein anderes Bild: Staatliche Schulbauten sind teilweise denkmalgeschützt, sehr gering ist dabei die Zahl der Waldorfschulen. Dies verwundert, da doch die Begründung einer Unterschutzstellung unter wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Aspekten erfolgt.

Dieses diametrale Bild zeigt sich auch in der Literaturlage: Zum allgemeinen Schulbau gibt es neben der Publikation von Kerstin Renz „Testfall der Moderne“ von 2016 wenig Überblicksliteratur, hingegen verschiedene Einzelstudien, die der Bauaufgabe meist mit Blick auf den jeweiligen

Architekten oder das Objekt nachgehen. Während in diesen Veröffentlichungen keine Waldorfschule vorkommt, wenden sich den anthroposophischen Bauten vor allem anthroposophisch orientierte Autor:innen zu. Allerdings fällt hierbei die deutliche Konzentration auf die Goetheanums-Bauten (also dem Zentrum der Anthroposophischen Gesellschaft in Dornach bei Basel) auf, einzige Ausnahme ist die Monografie „Die Waldorfschule baut“ des anthroposophischen Architekten Rex Raab von 1982.

Stuttgart

Die erste Waldorfschule weltweit entstand 1919 in Stuttgart und zwar nicht als logische Konsequenz der Anthroposophischen Gesellschaft, sondern gewissermaßen als Arbeiterschule, initiiert von Emil Molt, dem Großindustriellen der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik. Molt kam bereits 1902 mit der Theosophischen Gesellschaft in Verbindung, aus der sich 1913 die deutsche Sektion abspaltete und sich unter Führung Rudolf Steiners die Anthroposophische Gesellschaft gründete. Dieser ideellen Ausrichtung des Schulprojekts stand die rechtlich-wirtschaftliche Seite gegenüber, denn



Stuttgart Freie Waldorfschule Uhlandshöhe, Stuttgart, Saalbau, 1975–1977 (BPR), Ansicht der Nord-West-Fassade (Foto: © Steffen Fuchs, Institut für Europäische Kunstgeschichte, Universität Heidelberg, 2020)

Stuttgart (kurz BPR) einen Gesamtbebauungsplan. Aus dieser Planung ergibt sich die zentrale Position des Saalbaus, der von 1975 bis 1977 von BPR (beratend unterstützt durch Rolf Gutbrod und hinsichtlich der Farbgestaltung durch Fritz Fuchs) errichtet wurde. Der mehrfach ausgezeichnete Bau zeigt eine andere Formensprache: Sichtbeton wird hier virtuos in diversen kristallinen Brechungen mit Holz und Glas zu einer großen Bauplastik kombiniert. Es sind keine Symmetrien oder Hauptansichten auszumachen, vielmehr lebt der Baukörper von seiner Vielansichtigkeit, die einen freien Umgang mit Geschossen bereits am Äußeren ablesen lässt.

die Schule war Teil der Waldorf-Astoria Zigarettenfabrik. Sie sollte der Bildung der Arbeiterkinder dienen, von denen 191 die Schule bei Übernahme des Schulgeldes durch die Fabrik besuchen konnten, wohingegen die 65 Schüler:innen aus bessergestellten, anthroposophischen Familien das Schulgeld selbst zahlen mussten.

Das Schulgelände auf der Uhlandshöhe erwarb Molt 1919 und 1920 und es ist noch heute in dieser Größe die Schulfläche. Es entstand 1921/22 der erste Schulbau, der 1952 nach Kriegszerstörungen unter der Leitung von Johannes Schöpfer und Ludwig Kresse neu aufgebaut wurde. Hier zeigen sich bereits Stilelemente, die für die frühe Phase anthroposophischer, aber auch allgemeiner für expressionistische und organische Architektur typisch sind: Beispielsweise wird die für die Anthroposophie wichtige Dreigliederung in der Zusammenfassung von drei Fenstern in einer Großform visualisiert oder auch kristalline Brechungen besonders im Stützensystem des Erdgeschosses vorgeführt.

1969 erstellte die Architektengemeinschaft Johannes Billing, Jens Peters und Nikolaus Ruff aus

Weitere Gebäude vervollständigen das Bauensemble: BPR steuerten einen Seminaranbau von 1965 bis 1967/1971 bis 1973 und das Mittagshaus von 1987 bis 1990 bei, das Stuttgarter Architekturbüro Aldinger die Neubauten des Hort- und Mensagebäudes von 2005 bis 2007. Noch in Fertigstellung befinden sich das Schulgebäude und der Verwaltungsbau vom Stuttgarter Architekturbüro Behnisch. Seit 2016 stehen der Schulbau, der Kindergarten und der Saalbau unter Denkmalschutz (gemäß § 2 DSchG).

Bremen

Wie sich bereits am Mikrokosmos der Stuttgarter Waldorfschule ablesen lässt, zeigt sich in den 1970er und 1980er Jahren ein Bauboom. Während bis 1929, begleitet vom Kollegium der Stuttgarter-Uhlandshöhe, fünf weitere Waldorfschulen in deutschen Großstädten gegründet wurden, waren es im Zeitraum von 1945 bis 1985 etliche mehr, von denen mindestens 45 einen Neubau erhielten.

Zu dieser Gruppe zählt auch die 1949 gegründete Freie Waldorfschule Bremen, die von 1972 bis 1974 ihren Bau in der Toulser Straße 3 erhält. Das

Architekturbüro Werner Seyfert aus Filderstadt realisierte hier gewissermaßen im Kleinen, was die ‚Mutterschule‘ im Großen bereits zeigte: Unter einem Dach sind mit dem großen Saal im Zentrum die unterschiedlich polygonal gebrochenen Klassenzimmer sowie Räume für Eurythmie und naturkundliche Fächer. Im Innern erfolgt die Gestaltung mit schalungsrauem Sichtbeton sowie Holz- und Klinkerverkleidungen, die häufig (vor allem im Deckenbereich) scharfkantig gebrochene Formen bilden; so ergeben sich auch Fenstergewände, die je individuell zugeschnitten sind und die Mauermasse vorführen. Im Äußeren drücken sich die unterschiedlichen Funktionsräume in differenten Höhen aus: Während die Erschließungswege niedrig gehalten sind, beherbergen die höheren Einheiten die Klassen- und Funktionsräume (wie Musiksaal, Eurythmiesäle, Chemie- und Physiksaal sowie Lehrer:innenzimmer). Zur Großskulptur werden die Baueinheiten durch die Dachlandschaft zusammengefasst, die diese wie eine pilzartige Haube in verschiedenen Brechungen und Verwindungen, unter Beibehalten der unterschiedlichen Höhen, zu einem großen Körper vereint.

Die Bremer Waldorfschule steht seit 1996 unter Denkmalschutz. Die Begründung dafür lautet: „Es ist eine (nach)expressionistische Architektur und eine Architektur, die einen philosophisch-religiösen Anspruch erfüllen will.“ Betont wird also zum einen, dass es in Bremen wenig Bauten in vergleichbaren Stilrichtungen gibt (es wird einzig auf Bernhard Hoetgers Böttcherstraße verwiesen) und zum anderen, dass die Formensprache einerseits für sich und damit zeittypisch steht und andererseits eine Funktionsbindung entsprechend der geistig-philosophischen Vorstellungen aufweist.

Und sonst?

Die Freien Waldorfschulen in Stuttgart und in Bremen scheinen die einzigen beiden Bauprojekte zwischen 1919 bis heute zu sein, die unter Denkmalschutz gestellt wurden. Nicht berücksichtigt wurden Bauten, die unter Schutz stehen, weil sie zu einem vollkommen anderen Zweck errichtet wurden und in die später eine Waldorfschule einzog – wie beispielsweise in Soest das ehemalige Offiziersheim aus den 1930er Jahren, oder in Borchten Schloss Hamborn aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die mindestens 45 Neubauten der 1960er bis 1980er Jahre sind eindeutig als Waldorfschulen erkennbar. So lässt sich trotz der beschworenen Individualität eine Uniformiertheit und Serienproduktion ausmachen: Besonders Ausstattungsformen wie Türgriffe, Möbel und Leuchtkörper sind vielerorts das gleiche Produkt. Außerdem deuten mindestens Details, zum Beispiel Fensterformen und -laibungen unmissverständlich auf eine Waldorfschule hin. Vor allem aber sind es die großzügig angelegten Dächer, die mal als Walm-dach mit diversen Brechungen (ähnlich dem 1920 in Dornach errichteten Eurythmie-Haus), mal als pilzartige Haube (ähnlich dem 1915 ebenfalls in Dornach errichteten Haus Duldeck) zu finden sind, sowie die Schulgärten, die das äußere Erscheinungsbild prägen.

Versuch einer Kategorisierung

Die genannten Einzelaspekte alleine rechtfertigen natürlich nicht eine Unterschutzstellung, doch sind mehrere Kriterien erfüllt, wäre dies sinnvoll – hier ein erster Versuch: Die pädagogischen Anforderungen drücken sich in (polygonal geschnittenen) Räumen mit Ausrichtung (des gesamten Bauensembles) auf einen Festsaal aus. Zudem



Überlingen, Waldorfschule, 1977–1981 (Wilfried Ogilvie von der Alanus Bauhütte/Architekturbüro Gundolf Bockemühl & Partner), Treppenhaus im Eingangsbereich (Foto: Steffi Graf, © Waldorfschule Überlingen, 2015)

wird die Architektur als Großplastik aufgefasst, die häufig in den (Einzel)formen kristalline Brechungen und/oder ausgeprägte Dachlandschaften aufweisen. Diese Formfindung – sowohl mit Blick auf den Grundriss als auch Klein- und Großform der Architektur – sowie die Materialwahl lassen sich maßgeblich aus der anthroposophischen Geisteshaltung heraus erklären.

Beispiele aus den 1960er bis 1980er Jahren, die diese Kriterien vereinen und noch weitgehend originale Substanz aufweisen, sind: Die Freie Waldorfschule in Frankfurt, 1951 gegründet, von 1958 bis 1959 entstand die Gesamtplanung von Walter Beck für eine einzügige Schule, die von 1966 bis 1967 zu einer zweizügigen erweitert wurde. Sie ist ein Paradebeispiel für eine auf begrenztem Grundstück errichtete Anlage, die auf den Festsaal ausgerichtet ist und die charakteristisch verschachtelte Bauweise mit aufgebrochenen Walmdächern aufweist; zugleich aber auch das Wachstum innerhalb von nicht einmal zehn Jahren auch auf architektonischer Ebene durch einen Erweiterungsbau zeigt.

Die Freie Waldorfschule Überlingen, 1972 gegründet, wurde direkt mit einer Gesamtplanung durch Wilfried Ogilvie von der Alanus Bauhütte in Zusammenarbeit mit dem Architekturbüro Gundolf Bockemühl und Partner begonnen. In vier Bauabschnitten entstand zwischen 1977 und 1981 ein Ensemble, das deutliche regionale Bezüge erkennen lässt. Entsprechend der Bauernhäuser am Bodensee sitzt auf einfach verputztem Mauerwerk Fachwerk auf und die Dächer sind mit Biberschwanzziegeln gedeckt. Zugleich wird besonders das heimische Material Holz virtuos eingesetzt. Detailformen, aber auch das große, tief gezogene, geschwungene Dach verweist vor allem auf organische Formen von Waldorfschulen.

Mit der Rudolf-Steiner-Schule Witten entsteht nach der Gründung 1977 das erste (und letzte?) anthroposophische Schuldorf, basierend auf dem Entwurf von Werner Seyfert. Entsprechend der Funktion (Naturwissenschaft, Kunsthandwerk und Küche, Turnhalle sowie Festsaal mit Eurythmie- und Musiksaal) und der Entwicklungsstufe (Unter-, Mittel- und Oberstufe) gruppieren sich sternförmige Gebäude um einen Hof mit Ausrich-

tion auf den Festsaal. Auch hier finden sich wieder Detailformen wie in Stuttgart (zum Beispiel in Türgriffen) sowie die Dominanz der gebrochenen Dachhauben. Ein nochmals anderes Bild zeichnet die Rudolf-Steiner-Schule Düsseldorf, welche 1979 gegründet, ihren ersten Bau 1981/82 von Erik Asmussen erhält. Mit angelegtem Teich im Zentrum bedient sich die Architektur deutlich schwedischer Anleihen in Kombination mit anthroposophischen Stilelementen.

Die hier genannten Beispiele sind über Deutschland verteilt gewählt, da hieraus ersichtlich wird, dass regionale Einflüsse bei der architektonischen Gestaltung eine wesentliche Rolle spielen. Zudem wird damit deutlich, dass die Gründung von Waldorfschulen nicht auf die Zentren Stuttgart (als Gründungsort), Berlin (als Ort esoterischer Bestrebungen seit der Lebensreform) und das Ruhrgebiet (als Sitz diverser anthroposophischer Ausbildungszentren sowie der GLS-Bank) beschränkt ist. Genauer analysiert werden müssten die Gründungshintergründe: Viele Waldorfschulen werden auf Initiative von Eltern, ausgehend von einer anderen Waldorfschule, gegründet (beispielsweise wurde die Kieler Schule ausgehend von der Rendsburger gegründet). Demnach wäre es interessant und Aufgabe einer umfassenden Studie, mögliche Zusammenhänge in der Architektur zu beleuchten, ebenso wie die vielfältigen architektonischen Ausdrucksformen, von denen hier nur ein erster Eindruck gegeben werden konnte.

Aus dem Raster?

Waldorfschulen scheinen unmittelbarer mit einem pädagogischen Konzept verbunden, als etwa eine Pavillon- oder Hallenschule. Die esoterisch anmutende Anthroposophie überdeckt dabei wohl vollkommen, dass bei einer Waldorfschule ebenso von einem architektonischen Konzept bezie-

hungsweise einem Bautypus die Rede sein könnte. Die Grundrissgestaltung und Formensprache folgen dabei den Bedürfnissen der entsprechenden Pädagogik, genauso verhält es sich auch bei anderen Schultypen und deren pädagogischen Konzepten. Die „eine“ anthroposophische Architektur gibt es nicht, wohl aber den Bautypus hinsichtlich seiner Funktion. So stellt sich die Frage, weshalb die Waldorfschule als Schultyp sowohl bei wissenschaftlichen Untersuchungen als auch bei denkmalfachlichen Beurteilungen immer wieder aus dem Raster fällt.

Literatur

Erziehungskunst. Monatsschrift zur Pädagogik Rudolf Steiners, hg. vom Bund der Freien Waldorfschulen e. V., Stuttgart, besondere Ausgabe: Juli/August 1996 (Thema: Schulbau).

Ohlenschläger, Sonja, Rudolf Steiner (1861–1925). Das architektonische Werk (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 4), Petersberg 1999.

Raab, Rex, Die Waldorfschule baut. Sechzig Jahre Architektur der Waldorfschulen. Schule als Entwicklungsraum menschengemäßer Baugestaltung, Bildredaktion von Arne Klingborg, Stuttgart 1982.

Renz, Kerstin, Testfall der Moderne. Diskurs und Transfer im Schulbau der 1950er Jahre, Tübingen/Berlin 2016.

Vinzenz, Alexandra, Waldorfschule Stuttgart-Uhlandshöhe – Typisch anthroposophisch?, in: Kleiner, Marlene/Lagemann, Charlotte/Syrer, Christa (Hg.), Planwechsel. Festschrift für Matthias Untermann, Heidelberg 2021, [15 S.] (im Druck).

FACHBEITRAG: Schulkollektiv und Polytechnik

von Dina Dorothea Falbe

„Wie ein Schloss“, erzählt der Bibliothekswissenschaftler und DDR-Philokartist Ben Kaden, habe die Schule II in Eisenhüttenstadt auf ihn gewirkt, wenn ihn seine Mutter, die dort Lehrerin war, in der Ferienaufsicht mitnahm. „Die Gänge schienen endlos, aber nicht dunkel, sondern waren mit leuchtenden Aquarien flankiert und unter den Treppen gab es geheimnisvolle, märchenhafte Nischen. Die Kunst am Bau sollte Geschichten erzählen. Und sie schuf damit erstaunlich effektiv ganz individuelle Stories.“

Zwischen Richtlinie und Haltung

Die vielen Stufen waren vom Architekten ursprünglich nicht beabsichtigt. Vielmehr hatte er sich sogar ausdrücklich einen niedrighschwelligem Zugang im wörtlichen Sinne, eine kindgerechte Gestaltung gewünscht. Doch die ab 1951 von der Zentralen Schulbaukommission herausgegebenen „Richtlinien über die Projektierung und den Bau von Grund- und Zehnklassenschulen“ gaben die große städtebauliche Geste vor, forderten die repräsentative Baugestaltung im Sinne des Sozialistischen Klassizismus. Für das Raumprogramm folgten daraus eine repräsentative Eingangssituation, ebenso repräsentative und künstlerisch ausgestaltete Gemeinschaftsräume wie Aula, Pionierzimmer sowie auch ästhetisch wirkungsvolle Treppenhäuser. Die städtebauliche Präsentation sollte die Bedeutung der Schule für die Gesellschaft zeigen: Hier steht ein Bildungsort und Treffpunkt nicht nur für Kinder, sondern für die Bandbreite der gesellschaftlichen Organisationen, die am Aufbau des Sozialismus mitwirkten. In länglichen Klassenzimmern sollte nach stalinistischem Vorbild vorwiegend Frontalunterricht stattfinden, was auch bis zum Ende der DDR weitgehend beibehalten wurde.

Im Ergebnis erwies sich Deiters Entwurf für die Schule II als Kompromiss zwischen diesen gesellschafts- und bildungspolitischen Richtlinien und seiner Haltung als Architekt. Sich dem Neuen Bauen verbunden fühlend, brachte er so viel Licht in die Räume, wie dies bei den am Gang aufgereihten Klassenzimmern nur möglich war. Die großzügig belichteten Treppenhäuser der Schule II sind mit Tiermotiven auf Fliesen geschmückt. In Wänden eingebaute Terrarien ermöglichen auch die praktische Auseinandersetzung mit der Tier- und Pflanzenwelt. Die prunkvoll ausgestattete Aula mit angeschlossenem Pionierzimmer im obersten Geschoss besitzt eine eigene Dachterrasse mit Aussicht auf den Schulhof.

Die Deutsche Bauakademie als zentrale wissenschaftliche Einrichtung für Architektur und Bauwesen in der DDR prüfte Ludwig Deiters' Entwurf auf Einhaltung der Schulbaurichtlinien und der Architekt musste nacharbeiten. So jedenfalls berichtet Deiters in einem Gutachten, das er selbst als Denkmalpfleger 1995 für die Unterschutzstellung seines eigenen Werkes verfasst hat. Neben der Schule II für Eisenhüttenstadt hatte Deiters an weiteren bedeutenden Forschungsarbeiten und Bauprojekten wie der Schule in Saßnitz mitgewirkt, bis er sich 1955 aus dem Schulbau zurück-



Eisenhüttenstadt, Schule II (Bild: Dina Dorothea Falbe)

zog und der Denkmalpflege zuwandte. Den Übergang zur Typenbauweise im Schulwesen machte er nicht mehr mit.

Typenentwürfe

Schon seit Anfang der 1950er Jahre hatte die Deutsche Bauakademie sogenannte Typenentwürfe für Schulen zur republikweiten Anwendung herausgegeben, die Deiters als zu starr und „unter der Zwangsvorstellung der kleinsten Kubatur entwickelt“ kritisierte. Der politisch gewünschte und zentral verbindliche Typenentwurf für den Schulbau sollte nicht nur gestalterische und funktionelle Standards in der DDR sicherstellen, sondern insbesondere auch Kostenersparnisse gegenüber den teils opulenten Einzelentwürfen bieten.

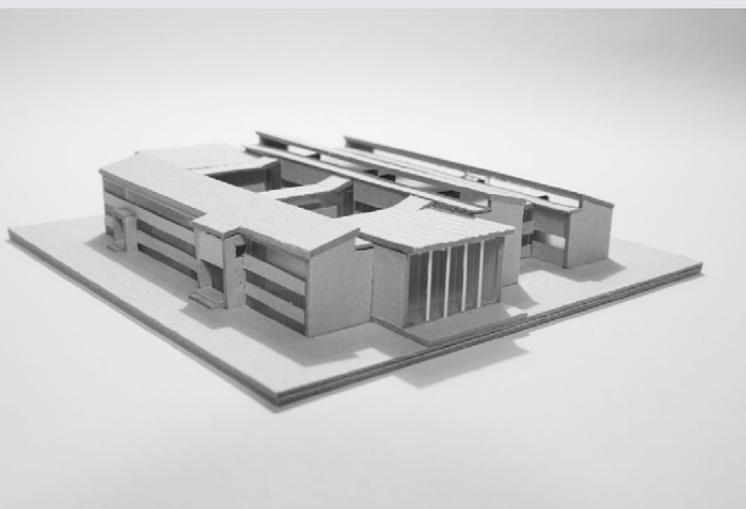
Im Jahr 1955 wurde auf der ersten Baukonferenz der DDR die Orientierung zur industriellen Bauweise beschlossen, um in Zukunft „besser, schneller und billiger“ bauen zu können, wie es Walter Ulbricht damals formulierte. Ebenfalls im Jahr

1955 promovierte Helmut Trauzettel an der TU Dresden zur „Entwicklung zweckmässiger Typenentwürfe für Kindergärten“. Mit seiner Habilitation bot Trauzettel wenige Jahre später neben Kinderkombination (Krippe und Kindergarten) und Jugendclub auch einen Typenvorschlag für eine Schule an. Die erste dieser sogenannten Trauzettelschulen wurde 1963 in Bitterfeld gebaut. In dieser Zeit hatten sich völlig neue Anforderungen an der DDR-Schulbau ergeben: 1959 wurde mit dem Gesetz über die sozialistische Entwicklung des Schulwesens die Polytechnische Oberschule eingeführt, ab 1960 die ganztägige Kinderbetreuung ausgebaut.

Von Deiters zu Trauzettel

Für Deiters Schulentwurf waren die „Führende Rolle des Lehrers“, Gemeinschaftsräume zur Bildung eines Schulkollektivs, sowie eine repräsentative Wirkung der Schule im Stadtraum prägend gewesen. Trauzettels Schule sollte nun das kostengünstige industrielle Bauen mit vorgefertig-

ten Betonelementen möglich machen und dabei dem pädagogischen Konzept der Polytechnischen Bildung sowie den ganztägigen Aktivitäten der Tagesschule Raum geben. Naturwissenschaften und Technik traten in den Fokus, theoretischer Unterricht sollte mit praktischer Anwendung verbunden werden und die Ganztageserziehung sollte der ideologischen Erziehung dienen und zugleich Mütter in die Berufstätigkeit bringen. Für Experimente, Mediennutzung und Aktivitäten jenseits des Unterrichts wurden flexibel nutzbare Klassenzimmer benötigt. Die Erschließung nach dem sogenannten Schuster-Prinzip ermöglichte in den fast quadratischen Klassenzimmern des Typs Trauzettelschule zudem Fenster an beiden Seiten zur optimalen Belichtung und Durchlüftung.



Typen-Schulbau der DDR, Typ Trauzettelschule, Modell (Modell: Dina Dorothea Falbe, Bild: Christopher Falbe)

Die Aufteilung in drei Gebäuderiegel mit Verbindungsgängen und Splitlevels wurde hin und wieder als unübersichtlich kritisiert, was in gewissem Umfang nachvollziehbar ist. Hinter dieser weitläufigen Erschließung stand jedoch eine aus Sicht der Gesundheitsfürsorge ambitionierte Idee. Sie sollte die Ansammlung vieler Kinder auf den Fluren zu vermeiden und somit Infektionen vorbeugen; das wäre auch heute wieder aktuell. Offenbar zeigte der Ansatz Wirkung, denn die Krankenta-

ge sollen an der ersten Trauzettelschule nur halb so hoch gewesen sein wie an anderen Schulen. Um Material und Kosten zu sparen, bezog Trauzettel mit Turnhalle und Aula auch zwei Hallen in die Konstruktion der Schule ein. Der Architekt vernetzte so adäquate Räume für alle benötigten Funktionen der Schule in einer komplexen Baustruktur. Besonderes Augenmerk lag dabei auf den funktionalen Beziehungen der Räume, um den „pädagogisch-hygienisch optimalen Tagesablauf“ zu ermöglichen, wie das Buch „Schulbau in der DDR“ von 1968 die damalige Entwurfshaltung zusammenfasst.

Ein neuer Begriff vom Fortschritt

In den beiden Schulentwürfen von Deiters und Trauzettel lässt sich also auch ein Wandel des Fortschrittsbegriffs in der DDR ablesen. Der Schulbau in der zunächst mit StalinStadt benannten sozialistischen Modellstadt vermittelt den Fortschrittspathos der frühen Jahre: Der gesellschaftliche Fortschritt des Sozialismus erwächst aus dem gemeinsamen Aufbruch. Der städtebaulich sehr prominente Schulbau in Eisenhüttenstadt manifestiert die Bedeutung der Bildung für die Gesellschaft. In repräsentativen Gemeinschaftsräumen kommen Menschen unterschiedlichen Alters in gesellschaftlichen Organisationen zusammen, um den gemeinschaftlichen Fortschritt durch Bildung zu ermöglichen.

In den 1960er Jahren setzt sich dagegen die Vorstellung eines planbaren Fortschritts durch. Trauzettel selbst formulierte in einer Rede: „Der auf lange Zeiträume wirksame Effekt gebauter räumlicher Umwelt muss bewusst auf die Formung der sozialistischen Persönlichkeit ausgelegt werden. Entsprechende räumliche Voraussetzungen für die sozialen Grundbedürfnisse einer sich entwi-

ckelnden sozialistischen Menschengemeinschaft in ihrem komplexen wechselseitigen Zusammenwirken fördern sozialistische Lebensformen.“ Die Schulen dieser Zeit bestehen aus Räumen, die entsprechend ihre funktionalen Beziehungen zueinander angeordnet sind. Dabei bleibt die Schule selbst Teil des gesellschaftlichen Zentrums im Wohngebiet, wird aber stärker eingegliedert. Trat sie in Stalinstadt fast schon dominant, in jedem Fall zeichenhaft in den Stadtraum, wird sie nun Baustein eines städtebaulichen Ensembles, zu dem entsprechend Kaufhallen, Polikliniken, Großgaststätten, Sekundärrohstoffannahmestellen und weitere Dienstleistungsbauten gehören, zwischen denen sich ein durchgeplanter gesellschaftlicher Alltag zumindest in der Theorie optimal vollzieht.

Die Schulbaureihe 66

Helmut Trauzettel hoffte, seinen Entwurf als zentralen Schultypen für die Anwendung in der gesamten DDR etablieren zu können und bemühte sich, dessen Wirtschaftlichkeit und Funktionalität wissenschaftlich nachzuweisen. Eine generelle Notwendigkeit von Aula und Turnhalle wurde jedoch angezweifelt. Tatsächlich kam die Trauzettelschule letztlich nur in den Bezirken Halle und Magdeburg zur Anwendung. Erst 1966 stellte die Bauakademie mit der vom VEB Hochbauprojektierung Erfurt entwickelten Schulbaureihe 66 eine zentral verbindliche Typenserie vor. Hier fehlt die Aula, eine Turnhalle musste separat errichtet werden. Auch für die Schulbaureihe 66 ist die von Deiters kritisierte „Zwangsvorstellung der kleinsten Kubatur“ charakteristisch. Schnell zeigte sich, dass die Schulbaureihe sich nicht in allen Bezirken durchsetzen würde. Viele Betriebe hatten unter Anwendung der im Bezirk produzierten Bauelemente eigene Typenschulen entworfen, sodass eine Umstellung auf die zentralen Typen unwirtschaftlich erschien.

Das Beispiel Dresden

Im Bezirk Dresden entwickelten Walter Polzer und Sibylle Kriesche im VEB Hochbauprojektierung Dresden sogar die Trauzettelsche Entwurfsidee zu einem kompakteren Baukörper mit zwei Gebäuderiegeln weiter. Dieser Schultyp Dresden besitzt jedoch weder eine Aula noch einen Gemeinschaftsraum zur Bildung eines Schulkollektivs. Da in der Nutzung oft Speiseräume fehlten, wurde der Schultyp bei späteren Ausführungen um eine entsprechende funktionale Unterkellerung ergänzt. Die zum Schultyp gehörige Turnhalle wurde von Leonie Rothbarth entworfen.

Dank der unterstützenden Recherche eines interessierten Laien (Daniel Fischer) konnte mit dem Schulbau in der Bernhardstraße ein Vertreter des Typ Dresden unter Denkmalschutz gestellt und denkmalgerecht saniert werden. Das konkrete Beispiel zeigt, dass auch die Schultypenbauten der 1960er Jahre reizvolle Details und gestalterische Vorzüge aufweisen können. Viel Luft und Licht in flexiblen Klassenzimmern sowie eine durchdachte Grundrissorganisation, die sich mitunter wohltuend von den starren spiegelsymmetrischen Beispielen aus den 1950er Jahren abhebt, machen die unterschiedlichen bezirklichen Eigenentwicklungen durchaus vielseitig und angenehm in der Nutzung.

Trauzettelschule als Denkmal?

Der Typ Trauzettelschule hebt sich von späteren Lösungen dadurch ab, dass er die neuen Anforderungen an den Schulbau mit den Vorzügen der alten Richtlinien verbindet. Im Entwurf ist die Idee einer künstlerisch betonten Eingangssituation angelegt, die in der Anwendung im jeweiligen städtebaulichen Kontext jedoch häufig nicht genutzt wird. Vielerorts städtebaulich gut eingebunden,

bietet die integrierte Aula einen durchaus feierlichen Versammlungsraum mit Öffnung zur Stadt. Der Ort zur Bildung eines Schulkollektivs ist in der Trauzettelschule somit noch vorhanden. In späteren bezirklichen Typenentwicklungen entfällt er meist aufgrund der zentral vorgegebenen „Funktionsparameter“ und „ökonomischen Kennziffern“.

Auch wenn sich die Trauzettelschule nicht in der gesamten DDR durchgesetzt hat, konnte der Architekt seine Schulbau-Expertise weiterhin in Forschungsaufträgen und Lehrtätigkeiten sowie auf wissenschaftlichen Tagungen und in Architekturwettbewerben beweisen. So beeinflusste er maßgeblich die Entwicklung des Baukastensystems der späteren Schulbaureihe 80. Ab 1964 war Trauzettel in die Arbeitsgruppe Schul- und Kulturbauten der Union Internationale des Architectes (UIA) aktiv. Trotz der besonderen Bedeutung der Trauzettelschule für die Schulbauentwicklung in der DDR wurde bisher leider kein Exemplar denkmalgerecht saniert. Dies sollte jedoch bald passieren, denn es sind nicht mehr viele übrig.

Literatur

Falbe, Dina Dorothea, Lokale Besonderheiten. Varianten des DDR-Typenschulbaus, in Holert, Tom (Hg.), Bildungsschock. Lernen, Politik und Architektur in den globalen 1960er und 1970er Jahren, Publikation zur gleichnamigen Ausstellung im Haus der Kulturen der Welt, Berlin 2020.

Kaden, Ben, Karten zur Ostmoderne. DDR-Philokartie 1, Leipzig 2020.

Deiters, Ludwig, Dokumentation zum Baudenkmal Schule II in Eisenhüttenstadt, 1995 (im Bestand des IRS Erkner).

Trauzettel, Helmut, Experimentalbaureihe für Schulen in der 2-Mp-Wandbauweise (Deutsche Architektur 6), Berlin 1965, S. 332 – 339.

Autorenkollektiv (Leitung: Jürgen Grundmann), Schulbau in der DDR, hg. vom Ministerium für Volksbildung der DDR, Volk und Wissen, Berlin 1968.

Mattes, Monika, Ganztags-erziehung in der DDR. „Tagesschule“ und Hort in den Politiken und Diskursen der 1950er- bis 1970er-Jahre, in: Stecher, Ludwig u. a. (Hg.), Ganztägige Bildung und Betreuung (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 54), Weinheim u. a. 2009, S. 230–246, hier S. 236.

FACHBEITRAG: Farbenfrohe Schulhäuser von PJS

von Arne Herbote

1971, gleich im ersten Jahr seines Bestehens, gewann das Büro Pysall, Jensen, Stahrenberg & Partner (PJS) drei Architekturwettbewerbe für neue Schulhäuser – für das Oberstufenzentrum Wedding in Berlin, die Integrierte Gesamtschule (IGS) West in Braunschweig sowie das Schulzentrum im niedersächsischen Königslutter. In der Folge entwarf und realisierte das Büro weitere Schulbauten hoher konzeptioneller und gestalterischer Qualität. Von den Standorten Braunschweig, Berlin und Hamburg aus beteiligte sich das Team von zeitweise bis zu 200 Architekt:innen an einer Vielzahl von nationalen und internationalen Wettbewerben, von denen rund 70 Schulen zum Gegenstand hatten. Rechnet man die von Hans-Joachim Pysall alleine ab 1964 und zwischen 1965 und 1970 mit seinem damaligen Büropartner Eike Rollenhagen entwickelten Entwürfe, die teils vom Büro PJS fertiggestellt wurden, mit, so kommt das Büro auf 23 realisierte Schulbauten in den 1960er bis 1980er Jahren.



Berlin, Oberstufenzentrum Wedding (Architekten PJS, 1971–1976) (Bild: SAIB, Nachlass PSP)

Pysall und Rollenhagen

Die erfolgreiche Etablierung des Büros PJS im Schulbau hat eine Vorgeschichte: Hans-Joachim Pysall war bereits einige Jahre zuvor mit dieser Bauaufgabe und den sich wandelnden Anforderungen und Konzepten der Bildungspolitik und Pädagogik befasst. Seinen ersten Schulbauwettbewerb für eine Mittelpunktschule nahe Braunschweig gewann er 1964, und damit in dem Jahr, als der Pädagoge Georg Picht Deutschland eine „Bildungskatastrophe“ attestierte und umfassende Reformen forderte. Die damaligen gesellschaftlichen, ökonomischen, demografischen und technologischen Entwicklungen ließen in der Bundesrepublik eine weitreichende Überarbeitung des Schulwesens notwendig werden. Ein Teil der Lösungsstrategien der Bundesländer und Kommunen war die Produktion von zahlreichen mannigfaltig konzipierten und teils experimentellen Neubauten.

Hans-Joachim Pysall und Eike Rollenhagen, die ab 1965 in Braunschweig und Berlin ein Architekturbüro betrieben, wussten diese Konstellation für ihre berufliche Entwicklung zu nutzen. Sie erlangten durch die ersten Preise für das Französische Gymnasium in Berlin (1966, Realisierung durch PJS bis 1974), das Schulzentrum in Wolfsburg-Westhagen (1966, Fertigstellung 1969) und die Deutsche Schule in Barcelona (1969, Realisierung durch PJS bis 1976) bundesweit Reputation als innovative Planer und Gestalter von Schulen. Zahlreiche zeitgenössische Publikationen in Fachzeitschriften dokumentieren dies.

Sowohl in Berlin-Tiergarten als auch in Barcelona entstanden vielgestaltige Kompositionen, die verschiedene Nutzungsbereiche wie Fachtrakte, Aula oder Sporthalle ablesbar machen. Sorgfältig detaillierte Sichtbetonelemente und geschlosse-

ne rote Ziegelflächen prägen das Erscheinungsbild beider Schulen. Hinzu treten innen- und außenräumlich leuchtende Farben an Elementen wie Türen und Jalousien sowie an Wänden und Decken.

PJS: Braunschweiger Schüler

1971 tat sich Hans-Joachim Pysall, der 1955 sein Architekturstudium an der Technischen Hochschule (TH) Braunschweig abgeschlossen hatte, mit den beiden jüngeren Kommilitonen Uwe Jensen und Peter Stahrenberg (beide Diplom 1966) zusammen. Durch ihr Studium an der TH Braunschweig waren die drei Braunschweiger Schüler sehr gut im Entwerfen geschult und für das Wettbewerbswesen gerüstet. Wie viele Absolvent:innen der Braunschweiger Schule der Nachkriegsjahrzehnte – exemplarisch sei hier auf die Büros von Gerkan, Marg und Partner in Hamburg sowie Storch und Ehlers in Hannover verwiesen – etablierten PJS sich innerhalb dieses spezifischen Systems der Architekturproduktion. Sie spezialisierten sich zunächst im Schul- und bald darauf im Verwaltungsbau.

Die zahlreichen Architekturwettbewerbe boten Pysall, Jensen und Stahrenberg in dieser exzeptionellen Phase an Ausbau, Erneuerung und Experimentierfreude im bundesrepublikanischen Bildungssektor ein reichhaltiges Betätigungsfeld. Auf die auftraggeberseitigen Wünsche nach „Wandelbarkeit“, „Durchlässigkeit“ und „Diversifikation“ fanden sie in Wettbewerbsbeiträgen mit passenden architektonischen Konzepten überzeugende Antworten für Standorte in Berlin, Bremen, Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Aus zahlreichen ersten Preisen resultierten Aufträge für Schulen unterschiedlicher Größe, Lage und Organisation.

OSZ, IGS

Mit dem Oberstufenzentrum (OSZ) in Berlin-Wedding (1971–1976), der Integrierten Gesamtschule (IGS) West in Braunschweig (1971–1975) und der IGS Wilhelmshaven (1974–1980) konnte das Büro PJS drei (groß)städtische Schulkomplexe neuen Typs realisieren. Unter anderem war eine räumliche und funktionale Verflechtung von Schule und Bevölkerung gefordert, die zum Beispiel öffentliche Nutzungen der Bauten außerhalb der Unterrichtszeiten für Vereine und Initiativen ermöglichte. Integrative und flexible Großräume sollten hierfür entworfen werden. PJS ersannen großzügige erdgeschossige Erschließungszonen und nannten sie „Schulstraßen“, die sie als multifunktionale, vielgestaltige Innereien im Herzen der Gebäude als Treffpunkte und Begegnungsräume konfigurierten. Funktionsbereiche wie Forum, Mensa und Bücherei lagerten sie daran an. Sie schufen hier und im Bereich der Unterrichtsräume flexible, gegenüber Änderungen offene Strukturen, die Nutzungsüberlagerungen in den einzelnen Raumzonen ermöglichen sollten.

Um eine „optimale Wandelbarkeit auf wirtschaftlicher Grundlage“ zu erzielen, benannten die Architekten für die IGS in Braunschweig folgende Prinzipien: „Trennung von Tragwerks- und Ausbauraster, so daß die Unabhängigkeit von Rohbau und Ausbau gewährleistet ist; die Entwicklung/Anwendung eines tragenden Skelettsystems mit demontablen nichttragenden Einbauten; die Elementierung (bei Beschränkung auf wenige Elemente und Materialien) und damit die Vorfertigung großer Serien.“ Das seit einigen Jahren denkmalgeschützte Berliner OSZ und die mittlerweile einem Neubau gewichene Braunschweiger IGS wiesen eine ähnliche, farbenfrohe Gestaltung auf: Leichtmetall-Sandwich-Elemente der Fassaden und Installationskomponenten zeigen sich in

kräftigen Rot-, Orange- oder Grüntönen, teils kontrastierend zu Betonbauteilen. Im Inneren entfaltet sich in diesen Lernorten eine entsprechende mehrfarbige, von der Pop-Art beeinflusste Gestaltung von Wandflächen und Möbeln.

Schulzentren

Anfang der 1970er Jahre bearbeitete das Büro PJS eine Reihe von Schulzentren für norddeutsche Klein- und Mittelstädte beziehungsweise für kleinere zentrale Orte im ländlichen Raum. Im Sinne größerer Chancengerechtigkeit und zur Mobilisierung von Leistungsreserven sollten solche Schulzentren einen Beitrag leisten, das Bildungsgefälle zwischen Stadt und Land abzubauen. Getragen vom politischen Willen nach Verbesserung und Zentralisierung des Bildungswesens und ermöglicht durch Kofinanzierung der Bundesländer, lobten seinerzeit zahlreiche Kommunen Wettbewerbe mit relativ ähnlichen Anforderungen hinsichtlich Größe und Raumprogramm aus. In der Regel sollten in einem solchen Schulzentrum die Schüler:innen eines größeren Einzugsgebiets – oft die im Zuge der damaligen Gebietsreformen neu zugeschnittene Kommune – gemeinsam in einem Gebäudekomplex unterrichtet werden. Zusammengefasst wurden dafür die Jahrgänge fünf bis zehn, teils gemeinschaftlich unterrichtet, teils in die Schulformen Orientierungsstufe, Haupt- und Realschule unterteilt, und Fachräume, Mensa und weitere Einrichtungen gemeinschaftlich nutzend.

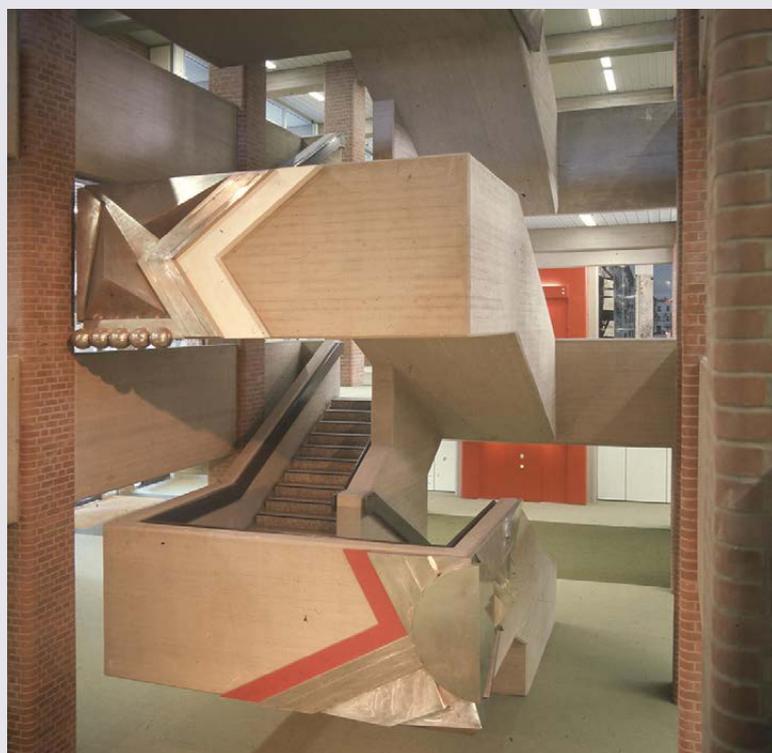
1971 entwarf das Büro PJS im Rahmen von Wettbewerben solche Schulzentren für sechs niedersächsische und schleswig-holsteinische Orte. Soweit erhalten, zeigen die Wettbewerbszeichnungen sowohl individuelle Lösungen für die jeweilige Aufgabe und den Ort als auch einige strukturelle und konzeptionelle Gemeinsamkeiten, die im Zusammenhang mit den aus demselben Jahr stam-

menden Entwürfen für die beiden oben genannten größeren Schulkomplexe in Braunschweig und Berlin-Wedding stehen. Hinsichtlich der Konfiguration von Schulstraße, Gemeinschaftseinrichtungen und (Fach-)Klassentrakten sowie auch in puncto Baukonstruktion und Wandelbarkeit ist hier die Entwicklung von Standards, von exemplarischen Lösungen zu erkennen. In Königslutter (LK Helmstedt) erzielte man 1971 den ersten Platz und konnte dieses Schulzentrum in leicht überarbeiteter Fassung bis 1977 realisieren. 1972 nahm PJS an zwölf Wettbewerben für Schulzentren in Niedersachsen und Schleswig-Holstein teil, entwickelte dabei das gefundene Konzept fort und erzielte in Henstedt-Ulzburg (LK Segeberg), Hude (LK Oldenburg), Uelzen und Wyk auf Föhr (LK Nordfriesland) je den ersten Preis. 1973 folgten erste Preise und Aufträge für Schulzentren in Westerland (LK Nordfriesland), Wenden (LK Braunschweig) und Bremen. Die so kurze wie intensive und produktive Phase des Entwerfens solcher Schulzentren endete damit. Bis Anfang der 1980er Jahre erfolgte die Fertigstellung aller genannten Bauten.

Infosysteme und Wandgestaltung

An der Ausstattung der Innenräume zahlreicher Schulen des Büros PJS wirkten verschiedene Künstler:innen und Grafiker:innen mit. So gestaltete der Maler Herbert Schneider die Eingangshalle in der Deutschen Schule in Barcelona. Und unter Mitwirkung des Grafikers Siegfried Kischko entstanden die gesellschaftlichen Aufbruch signalisierenden, optimistischen Raumgestaltungen der Schulstraßen, Erschließungszonen und Gemeinschaftsbereiche in der IGS in Braunschweig, im Gemeinschaftszentrum Obervieland in Bremen und augenscheinlich auch in einigen weiteren Schulhäusern. Raumhohe Ziffern und Buchstaben in kräftigen Farben dienen hier der Information

und Wegeleitung und verbinden sich mit farbigen Flächen und Symbolen sowie der Farbgebung von Bauteilen wie Fenstern, Geländern und Einbaumöbeln zu einer gestalterischen Einheit.



Berlin, Französisches Gymnasium (Entwurf: Pysall und Roltenhagen, Realisierung: Architekten PJS, 1966–1974) (Bild: SAIB, Nachlass PSP)

Wie bei vielen Oeuvres der 1960er und 1970er Jahre sind auch von den Schulbauten des Büros PJS einige (wie die IGS in Braunschweig) bereits abgebrochen. Zum Teil erfolgte (wie in Uelzen und Bremen Ellener Feld) nie die Gesamtfertigstellung der aus mehreren Nutzungseinheiten zusammengesetzten Anlagen. Andernorts führten An- und Umbauten zu gravierenden Veränderungen. Manche dieser vom Büro Pysall, Stahrenberg und Partner gestalteten Lernorte der 1960er und 1970er Jahre aber sind – wie in Berlin-Wedding und im niedersächsischen Königslutter – bis heute in einem vergleichsweise guten und originalen Zustand erhalten. Es ist zu wünschen, dass sie uns als wichtige Zeugnisse jener Phase des bundesrepublikanischen Bildungsbaus erhalten bleiben.

Literatur

PJS: Pysall, Jensen, Stahrenberg & Partner. Bauten und Projekte 1970–1982, Braunschweig 1982.

Kleilein, Doris, Wohnen im Versuchsobjekt, in: Bauwelt 2015, 17–18, S. 8–9.

Froberg, Nicole, Wolfsburg, Schulzentrum Westhagen (heute: Heinrich-Nordhof-Gesamtschule), in: Knufinke, Ulrich/Funke, Norbert H. (Hg.), Achtung modern! Architektur zwischen 1960 und 1980, Petershagen 2017, S. 126–131 (im Anschluss ab S. 132 ein Interview mit Hans-Joachim Pysall).

Kloss, Christian, Diesterweg-Gymnasium: Abriss angekündigt, in: moderneREGIONAL, 4. September 2018.

Herbote, Arne, Bauen für Niedersachsens Bildungsexpansion. Schulen des Architekturbüros Pysall, Jensen, Stahrenberg & Partner, in: Denkmalpflege. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 2021, 2, S. 26–31.

PORTRÄT: Ostertags Realschule in Bad Friedrichshall

von Maximilian Kraemer

Anfang der 1960er Jahre hatte das Wirtschaftswunder ganz Deutschland erfasst. Auch abseits der Metropolen wuchsen die Gemeinden und in einst verträumten Dörfern entstanden auf der sprichwörtlichen grünen Wiese neue Wohnhäuser. Nach Bad Friedrichshall zog es zum Beispiel Ingenieur:innen, die im benachbarten Neckarsulm Neuwagen entwarfen und Arbeiter:innen, die in Heilbronn Tütensuppen für die schnelle Küche der Nachkriegszeit verpackten. Bad Friedrichshall war erst in den 1930er Jahren durch einen Zusammenschluss mehrerer Orte gebildet worden und durfte sich seit 1951 Stadt nennen. Doch dem neuen Stadtkonstrukt fehlte eine zentrale Mitte mit urbanem Flair. Deshalb schrieb die Gemeinde 1960 einen Bauwettbewerb aus, der ein Stadtzentrum mit öffentlicher Aula, Feuerwehrmagazin, Realschule und Rathaus forderte. Das dafür vorgesehene Grundstück am Ufer des kleinen Flusses Kocher stellte die Architekt:innen vor eine ungewöhnliche Aufgabe: Wie ließ sich das idyllische Fleckchen Natur in ein repräsentatives Stadtzentrum verwandeln?

Ostertag erhält den Zuschlag

Manche Architekt:innen versuchten es mit Hochhäusern, die in diesem Umfeld zweifellos dominant hervorgetreten wären. Doch beschritt man in Bad Friedrichshall einen anderen Weg: 1961 beschloss der Gemeinderat dem gerade dreißig Jahre alt gewordenen Architekten Roland Ostertag (1931-2018) den Bauauftrag zu erteilen. Er hatte im Wettbewerb den zweiten Preis erhalten. In Architekt:innenkreisen war Ostertag kein Unbekannter, seitdem er auch in Kaiserslautern und in Mannheim damit beauftragt worden war, neue Rathäuser zu planen. Seine Entwürfe zierten die Titelblätter von Fachzeitschriften wie etwa der db (Deutsche Bauzeitung).

Ostertags Stadtzentrum zeichnete sich durch vergleichsweise niedrige Baukörper aus. Das Rathaus mit fünf Geschossen war zugunsten eines großen Marktplatzes weit von der erschließenden Stra-

ße zurückversetzt. Östlich schlossen sich die Aula und die Schule als kombinierte Baugruppe an. Zwischen den Gebäuden blieb dabei genug Platz für einen großen Freiluft-Pausenhof und eine Grünanlage mit Spazierwegen.



Bad Friedrichshall, Mittelschule, Nordseite (Bild: [saa](#) | Archiv für Architektur und Ingenieurbau, KIT, Werkarchiv Roland Ostertag, Foto: Marianne Götz)

Eine Mittelschule in drei Abschnitten

Aus finanziellen Gründen wurde das Bauvorhaben in drei Abschnitte aufgeteilt. Da es in Bad Friedrichshall zwar eine Menge schulpflichtige Kinder, aber noch keine weiterführende Schule gab, stand die damals noch „Mittelschule“ genannte Realschule ganz oben auf der Agenda. Bereits 1962 wurde mit dem Bau begonnen und 1965 konnte die Einweihung des ersten Abschnitts gefeiert werden. Parallel zur Errichtung des Rathauses erhielt die Schule bis 1967 einen weiteren L-förmigen Trakt. Um 2000 wurde die Schule im Osten und Westen vom Architekturbüro Ostertag + Partner erweitert.

Der erste Bauabschnitt umfasste drei dreigeschossige, gestaffelte Trakte, die nach Südwesten von der öffentlichen Aula und nach Nordosten von einem eingeschossigen Flügel für die Schulverwaltung flankiert werden. Im Südosten schließt sich der im zweiten Abschnitt ergänzte Trakt an.

Sicht- und Waschbeton

Formal läuteten kubische Baukörper und Flachdächer nach den teils traditionellen, teils organisch-unregelmäßigen Schulen der 1950er Jahre eine neue Zeit ein. Tragende Teile waren aus Sichtbeton gegossen, nichttragende bestanden aus Waschbeton. Portale aus Sichtbeton markieren die Eingänge, die an der Ost- und Westseite des Gebäudes



Bad Friedrichshall, Mittelschule, Pausenhalle (Bild: [saqi](#) | Archiv für Architektur und Ingenieurbau, KIT, Werkarchiv Roland Ostertag, Foto: Marianne Götz)

liegen. Mit unverkleideten Wänden und Decken entspricht die Realschule der charakteristisch rohen Ästhetik des Brutalismus. Nach Norden gibt sie sich verschlossen. Schlanke Fensterbänder und Verglasungen durchbrechen nur an wenigen Stellen die Fassade. Dahinter verbergen sich die Flure und Treppenhäuser, die das Ensemble von der Straße abschirmen.

Ganz anders sieht die Südseite des Gebäudes aus. Hier ermöglichen breite Fensterfronten in allzu langweiligen Unterrichtsstunden einen schönen Ausblick ins Grüne. Dank Pflanztrögen im Foyer und Holzpflasterung auf dem Boden holte Ostertag die Natur auch in das Innere der Schule. Verspielt wirken die plastischen Überdachungen am Ost-Eingang, die keinem anderen Zweck dienen, als Fahrräder vor Regen zu schützen. Die monolithischen Plastiken aus Beton sind mit ihrer V-förmigen Dachfläche, die man als Schmetterlingsdach bezeichnet, ein echter Hingucker. Selbst die lässigsten Teenager dürfte diese kühne Konstruktion nicht ganz kalt gelassen haben, während sie ihre Bonanza-Räder darunter parkten.

Eine Ostertag-Schule

Für den Architekten Roland Ostertag war die Realschule in Bad Friedrichshall ein wichtiger Bau, der seine Reputation im Schulbau stärkte – dutzende weiterer Schulentwürfe folgten. Deshalb überrascht es nicht, dass man heute nur wenige Gehminuten entfernt bereits auf den nächsten Bildungsbau aus der Feder von Ostertag + Partner trifft: das Friedrich-von-Alberti-Gymnasium aus den 1990er Jahren.

Literatur

db Deutsche Bauzeitung, 1966, 9, S. 731.

Budde, Ferdinand/Theil, Hans Wolfram, Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten, München 1969, S. 177.

Beton, Glas und Büffelleder. Verwalten in Denkmalen der 1960er und 1970er Jahre (Arbeitsheft 30), hg. vom Regierungspräsidium Stuttgart/Landesamt für Denkmalpflege, Darmstadt 2014.

FOTOSTRECKE: Holzstuhl und Linoleumboden

ausgewählt von Maximilian Kraemer und Peter Liptau, Text: Karin Berkemann

alle Motive: historische Werbung/Buchcover, PD – viele Motive aus der Sammlung von Peter Raaf und Jürgen Schölch

Eine alte Schule riecht auf eine ganz besondere Weise – nach Linoleumboden und Reinigungsmittel, nach Kreidestaub und abgestandenem Schwammwasser. Rund um die Bildungsinstitutionen hat sich schon früh eine eigene Welt der Lehrmittel entfaltet, die man über Anzeigen beworben und über Kataloge vertrieben hat. Da wurden nicht nur Hygiene, Wirtschaftlichkeit und Ästhetik angepriesen, da wurden Einrichtungsgegenstände gerne zur Verheißung von Freiheit und Moderne stilisiert.



Dauerhaft belastbare Oberflächen verspricht die Werbung eines US-amerikanischen Anbieters



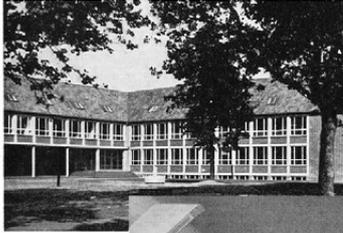
VS

MODERNE SCHULMÖBEL
IN HOLZ UND STAHLROHR

Vereinigte Schulmöbelfabriken KG
TAUBERBISCHOFSEIM
NIEDERLASSUNG STUTTGART, KERNERPLATZ 5

Stilvolle Sitzgelegenheiten stehen in Schwarz-Weiß für die Vereinigten Schulmöbelfabriken aus Stuttgart

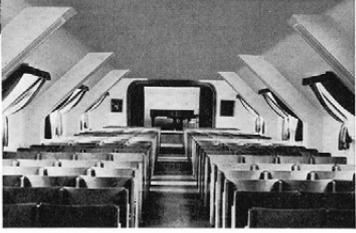
DAS *Dachflächenfenster*



EINE SCHÖPFUNG
der **VELUX** G.m.b.H.
Hamburg 13, Rutschbahn 11a

für

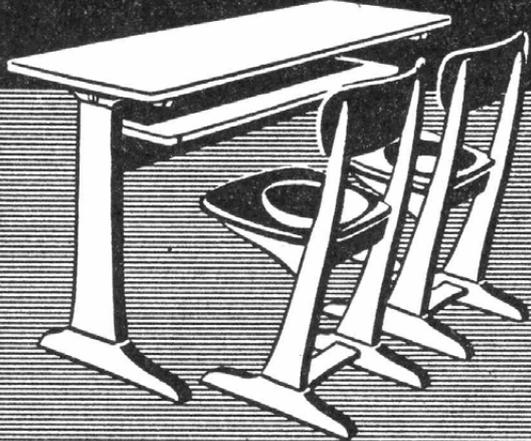
- Wohnräume
- Schulräume
- Krankenzimmer
- Zeichenzimmer
- und jeden anderen gewerblichen Raum im Dachgeschoß



Südfeldmarkschule
Wattenscheid i.V.

Velux-Dachflächenfenster sollen Licht in den tristen Schulalltag bringen

Vereinigte Schulmöbelfabriken KG
Niederlassung DÜSSELDORF, Stockkampstraße 4



*Mustergültige, preiswerte
Schulmöbel-Schultafeln*

Mustergültig und preiswert, sagt die Anzeige der Vereinigten Schulmöbelfabriken aus Düsseldorf

INTERVIEW: Gregor Zoyzoyla zum Europagymnasium Würth

Sein Abitur hat der Fotograf Gregor Zoyzoyla anno 2000 am Schulzentrum Neckargemünd gemacht. Kurz darauf wurde das Gebäude zerstört. Es gibt keinen Zusammenhang der Ereignisse: Schweißarbeiten verursachten 2003 einen verheerenden Brand, der zum Abriss des Baus von 1967/84 führte. Er würde heute zu seinen bevorzugten Fotomotiven zählen: die späte Moderne der alten Bundesrepublik, gerne Rathäuser, Stadthallen oder Schulen. Die Suche nach geeigneten Objekten führte ihn 2018 nach Würth. In der Kleinstadt nahe Karlsruhe entstand ab den 1960ern der Stadtteil Dorschberg, im Zuge dessen auch Rathaus, Hallenbad, Festhalle und die Dorschbergschule. Heute heißt sie Europagymnasium Würth und steht seit Herbst 2019 unter Denkmalschutz. Daran ist Gregor Zoyzoyla nicht ganz unbeteiligt. Daniel Bartetzko hat mit ihm darüber und wie man die Nutzer zum Erkennen der architektonischen Qualität ihrer Gebäude leiten kann, gesprochen.

DB: Von der Penne zum Baudenkmal: Ist das quasi durch Deine Arbeit bekannt gewordene Europagymnasium Würth ein glücklicher Zufallsfund?

GZ: Zumindest hat die Geschichte so ihren Anfang genommen, abends am Computer bei der Suche nach Objekten in der näheren Umgebung. Die Wörter „Schule“, „Rathaus“, „1960er“ und „Beton“ eingeben und sehen, was die Bildersuche zeigt – das ist durchaus ergiebig. So tauchte erst das Rathaus Würth und schließlich das Gymnasium auf. Einige Tage später war ich zum Fotografieren dort – und habe im zweiten Anlauf offene Türen eingerannt.

DB: Inwiefern im zweiten Anlauf?

GZ: Das Rathaus kann man von öffentlichen Grund ja jederzeit ablichten. Bei einer Schule wird da sensibler reagiert, ohne Genehmigung ist das schwer, erst recht an einem normalen Schultag. Gute Fotos von dem Bau – der meine Erwartungen

weit übertroffen hatte – hätte man vom Pausenhof aus machen müssen. Ich habe also im Sekretariat gefragt und bin dort abgeblitzt. Aber dann hat mich die damalige Schulleiterin, die das Gespräch durch die offene Zwischentür mitbekommen hat, nochmal reingebeten. Sie mochte die Architektur „ihrer“ Schule und befürchtete, dass der Bau durch eine Sanierung entstellt werden könnte. Nach diesem zweiten Gespräch hatte ich dann also doch die Foto-Erlaubnis. Und die Anregung auf den Weg mitbekommen, eventuell ein Projekt mit den Schüler*innen zum Bau zu starten.

DB: Beim reinen Fotografieren ist es nicht geblieben, doch auch über das mit dem Kunst-Leistungskurs realisierte Schulprojekt ging es hinaus ...

GZ: Meine Bilder hatte ich direkt an Oliver Elser für das Projekt SOS Brutalism und an Tobias Flesenkämper vom Arbeitskreis Nachkriegsmoderne des RVDL (Rheinischer Verein für Denkmalpflege



Europagymnasium Würth (Bild: Gregor Zoyzoyla)

und Landschaftsschutz, anm. d. Red.) geschickt. Die waren begeistert von dem Bau, besonders von der Erweiterung aus den 1970ern und haben dann einige Hebel in Bewegung gesetzt.

DB: Die Schule hat also nicht einfach nur Schule gemacht?

GZ: Vor Ort habe ich mit den Schüler:innen ein Foto-Projekt durchgeführt. Der Kunsthistoriker Sascha Köhl von der Universität Mainz hatte auch von dem Bau erfahren, und über den RVDL ging die Kunde ins Landesdenkmalamt, wo Leonie Köhren für ein Gutachten beauftragt wurde. Im Frühjahr 2019 sind wir auf Einladung des Kunst-Leistungskurses mit dieser großen Gruppe Tross nach Würth gekommen und hatten auch einen Termin beim Bürgermeister. Der meinte zwar, dass Würth Flair fehlte, und bezeichnete es sogar als „Alien der Südpfalz“, aber so langsam änderte sich schon die Einschätzung: Da kommen eine Denkmalpfle-

gerin, ein Uni-Dozent mit seinen Studierenden und ein Architekturfotograf extra zu ihnen, um etwas über ihre Gebäude zu erfahren, also muss doch etwas dran sein ... Interessant war dann auch das Gespräch mit dem Architekten Egon Seidel. Er war geschmeichelt, dass sein Bau nun so viel Aufmerksamkeit erfuhr. Allerdings schwärmten wir im Gespräch vor allem von der betonsichtigen Erweiterung. Das schien ihn zu irritieren. Irgendwann meinte er dann, an dem habe sich ja in erster Linie sein Assistent verwirklichen dürfen. Solche Gespräche sind halt immer auch ein Stück Diplomatie (lacht).

DB: Die externen Fachleute haben sich leicht begeistern lassen. Doch wie war es mit den Nutzern selbst, den Schüler:innen? Sie sind es ja, die sich jeden Tag im Schulbau aufhalten und sich mit seinen architektonischen Stärken und Schwächen arrangieren müssen.

GZ: Tatsächlich waren sie im Gespräch in großer Runde von ihrer Schule nicht so begeistert. Zu grau, zu wuchtig, nicht „schön“ hieß es. Ehrlicherweise muss man aber sagen, dass die meisten Schüler aber ihre Gebäude nicht als schön wahrnehmen. Das betrifft nicht mal nur die, die ihre gesamte Schulzeit als unangenehm empfinden: Ein Gebäude ist immer auch Projektionsfläche. Der kleinste gemeinsame Nenner, um unter Schülern ins Gespräch zu kommen, ist über „die komische Bude“ zu stöhnen. Auf die Frage, wie denn die optimale Schule aussehen würde, kam der Wunsch nach weniger Grau, mehr Weiß, mehr Licht und mehr Glas. Sie hätten die Schule gerne „clean“.

DB: Kein Traum von einem gemütlichem Altbau mit Fachwerk, Sandstein, steilen Dächern und warmen Farbtönen? Das hätte ich jetzt eher erwartet, auch wenn es mächtig nach Klischee klingt.

GZ: Nein, die moderne Architektur als solches war eigentlich kein Problem. Vielmehr wurde der Bau einfach als schmutzdelig empfunden, das verbindet man ja auch mit Grau. Der Einwand, dass ein weißes Schulhaus bei intensiver Nutzung kaum weiß bliebe und noch viel schneller schmutzdelig wirken würde, hat sie nachdenklich gemacht. Je mehr sich die Schüler:innen mit dem Bau beschäftigt haben, desto mehr stieg die Akzeptanz und das Verständnis. Details wie der verglaste Übergang zwischen den Bauteilen und die üppige Grüngestaltung wurden sowieso positiv wahrgenommen. Am schlechtesten kam der Erweiterungsbau weg: Der wurde als zu kalt und zu hellhörig kritisiert, habe insgesamt eine kühle Atmosphäre. Aber ein Bewusstsein, dass dieser Schulbau zu den ambitioniertesten seiner Zeit zählt und, abgesehen von unvermeidbaren Altersmängeln, auch heute noch grundsätzlich funktioniert, war schon entstanden.

DB: Ein Gebäude kann ja grundsätzlich immer nur auf der Höhe seiner Bauzeit sein. Optimal ist, wenn man künftige Veränderungen einplant und möglich macht. Aber wie sich der Lehrbetrieb in 50 Jahren entwickelt, lässt sich ja kaum vorausschauen.

GZ: Die Kritik bezog sich ja vor allem auf die technische Ausstattung. Heizung, Lärm- und Wärmedämmung entsprechen noch dem Stand der 1970er, und Klimaanlage waren damals Luxus und in Schulen unvorstellbar. Das reine Nutzungskonzept aber hat die Zeit gut überdauert.

DB: Hat denn Dein Schulprojekt selbst etwas bewirkt?

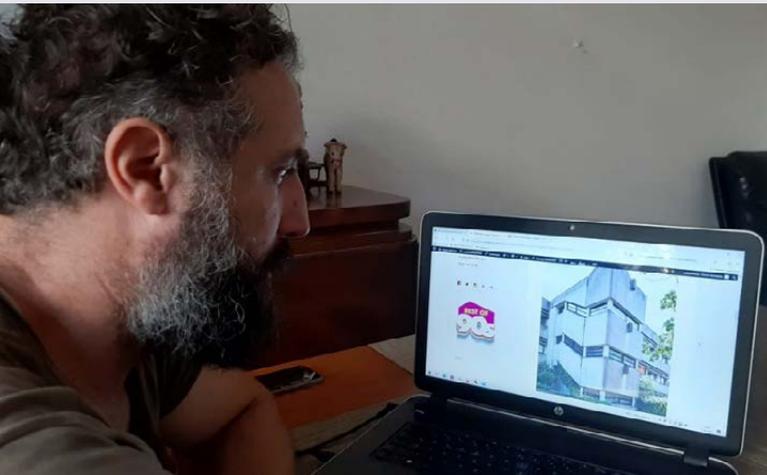
GZ: Die gemeinsam erstellten Fotos habe ich teilweise nachbearbeitet, und es wurden auch Interviews auf Video aufgezeichnet, die zunächst als Rohmaterial vorlagen. Diese architekturbezogene Arbeit führte dazu, dass das Schulprojekt nach Köln zur Europa Nostra Tagung „Wehe den Erben?“ eingeladen wurde. Die Videos haben Sascha Köhl und seine Studierenden zu einem Film geschnitten, der dort gezeigt wurde. Leider haben die Schüler:innen ausgerechnet an jenem Tag Prüfungen gehabt und konnten nicht kommen ...

DB: Und die Unterschutzstellung als solches war Formsache?

GZ: Ich bin ja selbst kein Denkmalpfleger. Aber zu erkennen, dass hier ziemlich sicher ein Denkmalwert vorliegt, war nicht schwer. Natürlich haben da auch meine Fotos geholfen, ziemlich zügig ein Gutachten zu erstellen. Das wurde genauso zügig positiv beschieden, denn im Hintergrund drohte ja die Sanierung. Die steht so oder so an, doch jetzt kann man davon ausgehen, dass sie wohl be-

hutsamer ausfallen wird. Ich denke auch, ich kann mich in Wörth noch immer blicken lassen, obwohl ja gefühlt ich es war, der ihre Schule unter Schutz hat. Vielleicht war das ja genau der Plan der ehemaligen Direktorin (lacht).

Das Gespräch führte Daniel Bartetzko.



*Gregor Zoyzola beim Betrachten der Best-of-90s Website
(Bild: Daniel Bartetzko)*

BEST-OF-90S: Gewerbeschule in Karlsruhe-Durlach

von Karin Berkemann

Die 1990er waren das Jahrzehnt der Bäumeumarmen:innen, zumindest in der Baukunst. Mit wachsender Freude erzählten Architekt:innen damals bei der Preisverleihung, wie sie ihre Entwürfe sensibel um das bestehende Grün herum entwickelten. Auch historisches Mauerwerk wurde gerne sichtbar einbezogen und durch gläserne Fugen mit dem Neuen verklammert. In Durlach waren es die alten Römer, die dem Bau der Gewerbeschule im Weg standen – auf dem geplanten Standort Rand des Karlsruher Stadtteils fand man unerwartet die Überreste eines römischen Kastells. Teile davon wurden freigelegt und für Interessierte zugänglich gemacht. Dafür rutschte der Schulbau kurzerhand ein Stück weiter nach Nordosten. Am Ende hatten alle etwas davon, denn das Architekturbüro Mahler Gump Schuster machte aus der Not 1994 eine sehenswerte Tugend. So präsentiert sich der aufgeständerte Schulbau heute, von viel Grün umgeben, wie eine edle freigestellte Skulptur in illustrierter Nachbarschaft.

Der erste eigene Schulbau

Die Gewerbeschule Durlach gilt als die älteste ihrer Art in Deutschland. Schon 1767 begründete Markgraf Karl Friedrich die Architektonische Zeichenschule, der mit der Zeit weitere Berufsausbildungen zuwuchsen und die als Keimzelle der heutigen Einrichtung gilt. In den folgenden Jahrhunderten sollte die Institution mehr als einmal ihren Standort wechseln. Seit 1832 trägt die Einrichtung den heutigen Namen Gewerbeschule, seit 1938 gehört sie gemeinsam mit dem Ort Durlach zur Stadt Karlsruhe.

Doch erst 1989/90 wurde in einem Wettbewerb über den ersten eigenen Schulbau entschieden. Das Stuttgarter Büro Mahler Gump Schuster konnte das Rennen mit dem ersten Preis für sich entscheiden. Die Bauarbeiten wurden 1991 aufgenommen, der Schulbetrieb startete am 22. August 1994. Heute umfasst die Gewerbeschule Klassen- und Werkstatträume für verschiedene Ausbildungsgänge: die Berufsschule für Ernährung und

Hauswirtschaft sowie Technik, ein Berufsvorbereitungsjahr in den Bereichen Ernährung und Hauswirtschaft, Metalltechnik, Holztechnik, Dienstleistungen und EDV-Anwendungen sowie das Berufskolleg für Wirtschaft und Technik.

In Hanglage

Für den Neubau wählte man einen Standort am Ortsrand von Durlach. Nordwestlich der Grötzinger Straße, die den Stadtteil erschließt, fällt der Baugrund zu einer Talsenke hin ab. Der insgesamt dreigeschossige Baukörper wurde gekonnt auf die Hanglage hin komponiert. Nach Nordosten und nach Südwesten, zur Talsenke hin, öffnet sich jeweils ein aufgeständerter langgestreckter Riegel mit großen Glasfronten zur umgebenden Natur. Das darunterliegende, leicht eingerückte Zwischengeschoss ruht auf den breit gelagerten Werkstatträumen, die ihr Licht über drei Atriumshöfe erhalten. Zur Straße, zum Haupteingang hin, werden die beiden Riegel durch eine dreigeschossige gläserne Halle miteinander verbunden.



Karlsruhe, Gewerbeschule Durlach (Bild: Cordula Schulze, Mai 2021)

Der insgesamt 30.000 Kubikmeter umfassende Baukörper verbindet moderne Materialien wie Stahl, Glas und Sichtbeton mit natürlichen Baustoffen, wie die Holzlamellen an den Riegeln zur Straße hin. Viele Details, vom Hauptzugang über einen Steg bis hin zu einzelnen Armierungen, rufen Assoziationen an den Schiffsbau wach. Das Ensemble wurde 1997 mit dem Hugo-Häring-Preis ausgezeichnet. Im Innenhof finden sich drei Glasstelen, ein Werk des Stuttgarter Künstlers Rüdiger Tamschik.

Das Architektenteam

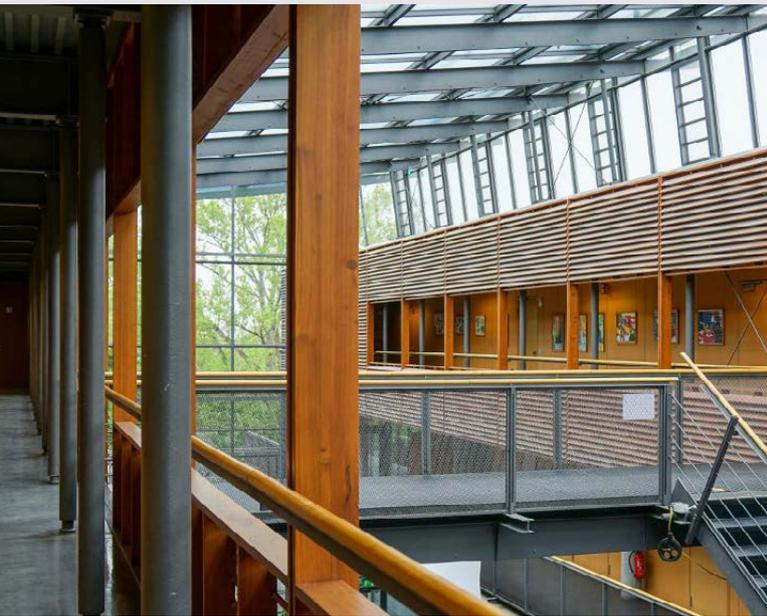
Die Gewerbeschule Durlach bildet ein Spätwerk des Stuttgarter Büros Mahler Gump Schuster, das gegen Ende eine Schnittfläche mit dem Büro Mahler (Armin) Günster (Hartmut) Fuchs bildete. Der Senior unter den Mitwirkenden, Klaus Mahler (1940–2011), arbeitet nach seinem Studium in Stuttgart zunächst bei Kammerer und Belz. Damit sammelte er Erfahrungen in einem Büro, das ab Mitte/Ende der 1960er Jahre an zahlreichen städtebaulichen und öffentlichen Großprojekten im süddeutschen Raum beteiligt war.

Auf einen Lehrauftrag in Köln folgte für Mahler seine Tätigkeit in Karlsruhe, wo auch seine beiden späteren Büropartner Rolf Schuster (*1953) und Rainer Gump (*1954) als wissenschaftliche Mitarbeiter tätig waren. 1994/95 löste sich das Büro auf und die Protagonisten gründeten eigenen Büros in wechselnden Partnerschaften. Doch blieben alle an verschiedenen Orten der universitären Lehre verbunden. Zu den bekanntesten Werken von Mahler Gump Schuster zählen die Blendstatthalle in Schwäbisch Hall (1985–1989) und die Erweiterung der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart (1987–1994).

Zurück auf klassisch

So wie die beteiligten Architekten zwei Generationen angehörten, schlägt die Gewerbeschule Durlach eine Brücke zwischen scheinbar konträren Strömungen der späten 1980er und frühen 1990er Jahre. Die Idee des ökologischen Bauens, das Rücksicht und Durchblicke auf die umgebende Landschaft gewährleisten will, wird teils in fast technoide Materialien übersetzt. Auch die eingesetzten Naturstoffe erhalten durch die klare Linienführung des Entwurfs eine eher un-

sentimentale Anmutung. Was in den beiden aufgeständerten Riegeln wie ein Rückbezug auf den Internationalen Stil daherkommt, wird im verbindenden Glaskeil, vor allem aber an der Gebäuderückseite mit den Treppen- und Laufstegen sehr viel dekorfreudiger, fast noch postmodern interpretiert. Damit glückt dem Schulbau eine subtile Balance zwischen streng und verspielt, funktional und naturnah.



Karlsruhe, Gewerbeschule Durlach (Bild: Cordula Schulze, Mai 2021)

Literatur und Links

[Förster, Katja, Gewerbeschule Durlach, auf: stadtlexikon.karlsruhe.de, 2015.](http://stadtlexikon.karlsruhe.de)

[Gewerbeschule Durlach](#)

[Gewerbeschule Durlach, Wettbewerb 1989, auf: gruettner-architekten.de.](#)

[Gewerbeschule in Durlach, in: Kieser, Clemens u. a. \(Bearb.\), Kulturdenkmale in Karlsruhe von 1950 bis 2000 – heute und morgen. Ein Ausstellungsprojekt des Architekturschaufensters und des Landesamts für Denkmalpflege, Karlsruhe o. J., S. 11.](#)

[Gewerbeschule in Durlach, auf: inspiration.detail.de \(Detail 4, 1995\).](http://inspiration.detail.de)

[gh2-architekten \(ehemals Mahler, Gump, Schuster\), Karlsruhe](#)

[MFG \(Mahler Günster Fuchs\) Architekten, Stuttgart](#)

[Schuster Architekten, Düsseldorf](#)

IMPRESSUM

HEFTREDAKTION: Maximilian Kraemer/Alexandra Vinzenz, Frankfurt/M. 2021

LAYOUT: Jasmin Rettinger

TITELMOTIV: Barcelona, Deutsche Schule, Klassentrakt (Entwurf: Pysall und Rollenhagen, Realisierung: Architekten PJS, 1969–1976) (Bild: SAIB, Nachlass PSP)

HERAUSGEBER: Daniel Bartetzko, Karin Berkemann

ONLINEVERSION DES HEFTS: www.moderne-regional.de/bildung-21-4/

ISSN (ONLINE): 2365-0370

HBZ-ID: [HT018260134](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0011-9)

ZDB-ID: [1050988183](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-63862-p0011-9)

LETZTE ÄNDERUNGEN AM DOKUMENT: 2. Oktober 2021

Die Urheberrechte für die Beiträge liegen jeweils bei den Autoren, die Rechte für die Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben. Es gelten die Ausführungen des Impressums von moderneREGIONAL: www.moderne-regional.de/impressum/.

moderneREGIONAL gUG (haftungsbeschränkt), c/o Dr. Karin Berkemann, Frankenallee 134, 60326 Frankfurt am Main, 0179/7868261, k.berkemann@moderne-regional.de, www.moderne-regional.de